

Freitag den 3. Dezember 1819.

### Die Sprache.

(Beschluß.)

Keine Sprache besitzt für irgend eine Neigung oder Gesinnung, Leidenschaft, Tugend oder Laster, Fähigkeit oder Stupidität ein ausschließendes Monopol, man kann in jeder Sprache alles seyn, man kann (um mit Don Quixot zu reden) in der groben Sprache galant, in der galanten grob, in der harmonischen unerträglich, in der teuflischen angenehm, in der gelehrten dumm, in der barbarischen majestätisch, und in der majestätischen einfältig seyn, wie es Don Quixot selbst bewies.

Die Dichter haben eigentlich keine Sprache, denn sie sprechen nicht, sie singen; darum haben sie viel mit dem Stiglig gemein, welcher dann am meisten singt, wenn er kein Futter hat. Indes ist dem Gesange mancher Dichter nicht zu trauen; sie machen bei einem Glase Wasser die frohesten Lieder auf den Wein, sie besingen den Adlerblick eines habblindnen Mäcen, die Weisheit eines Ignoranten, und betrüßern die Anmuth eines Medusenkopfs. Alle diese Bravourarien und Gesänge heißen so viel, als: „Gib uns heute unser tägliches Brod!“ — Die Dichter verstehen meisterlich die Kunst, den Mantel nach dem Winde zu drehen: mit der nämlichen Feder, aus der gestern ein Leichenearmen floß, schreiben sie heute eine frohliche Ode auf ein neu vermähltes Paar; sie sind wie die Glocke, die bei frohen Kirchweihfesten, wie bei den Trauerfeierlichkeiten ertönt, oder wie der Rosmarin, der sich bei Hochzeiten und bei Leichenbegräbnissen gebrauchen läßt. Dennoch pflegen sie aber in ihren Gesängen meistens

zu loben, und dieß ist klug, denn eine schöne Lüge hört man lieber als eine unangenehme Wahrheit, für die erstere wird man belohnt, und für die andere auf die Finger geklopft.

Um die Sprache ist es zwar eine recht vortreffliche Sache, und die Griechen hatten der Beredsamkeit ihrer Redner mehr zu verdanken, als ihren Helden; aber dennoch wäre es oft für die menschliche Ruhe weit ersprießlicher, wenn manchem alten plaudernden Weibe oder auch mancher jungen Klatschschwester die Zunge an dem Gaumen kleben möchte. Mag es nun Naivität oder was immer gewesen seyn, so war doch die Antwort eines Studenten recht possierlich, der auf die Frage wie die alten Weiber auf lateinisch heißen, zur Antwort gab: „sine line dicentes.“

Die Sprache eines Halbwissers ist die unausprechlichste, und die eines Heuchlers die niederträchtigste. Dieses elende, im Staube kriechende Sclaveninsect bleibt ein ewiger Gegenfüßler der Wahrheit. Eine wort-scheue, gleichsam stotternde Denkart beherrscht seine niedere Seele, eine jaghafte taubstumme Verschlossenheit schlägt über die Wahrheit seiner Gesinnungen ihre schwarzen Flügel. Solche elende Halbmenschen theilen sich niemahls dem andern aufrichtig mit; Conventenzen, Erwartungen und Hoffnungen legen ihrer Sprache einen Zwang und Ceremoniel auf, damit die freye Wahrheit, die nicht anders, als unmittelbar von Seele zu Seele, vom Herzen zum Herzen sprechen will und kann, immer Umwege nehmen, und unter niedrigen Schlagbäumen durchstreichen muß; diesen Leuten hängt berufs- und standesmäßig ein Schloß am Mun-

de, wenn sie aufrichtig reden sollen, sie kennen keine andere, als eine sinesische Etiquette: Wahrheit, Wehe dem, der sie gerne anhört!

Die Sprache besitzt eine so große Kraft, daß man nur aus wenigen Worten alsogleich auf den Charakter des Menschen schließen kann. Geben wir z. B. Acht, wenn zwei Menschen einander begegnen und anreden. Wie haben Sie sich gestern Abends unterhalten? fragt der Stuker. Wie speist man in dem neuen Gasthause? spricht der Schwelger. Wie steht der Curs? sagt der Mäcker. Hört man nichts von einem Kriege? wird nicht bald geraukt werden? fragt der Bieserant. Hat denn das Geplapper nicht bald ein Ende? sagt einer, dem dieser Auffatz lange Weile macht. Ja, mein Herr, er ist zu Ende; denn ich fühle es selbst, daß ich, indem ich von und über die Sprache reden wollte, ins Plaudern gerathe. Nichts für ungut!

P a u s a.

### Seltames Spiel.

Ein Erzbischof von Canterbury befand sich einst auf einer Reise durch seine Diöces in einem Gasthose, wo er eben eingelehrt war, am Fenster, und bemerkte in einiger Entfernung in einem einsamen Gehölze einen wohlgekleideten Mann allein, der für sich zu sprechen und eine Rolle zu probiren schien.

Der Prälat wurde begierig zu erfahren, was eigentlich der Fremde vornähme, und sandte deshalb einen Diener hin, der ihn genau beobachten sollte, allein da dieser keine recht befriedigende Antwort zurückbrachte, beschloß seine Herrlichkeit selbst hinzugehen. Er begab sich also in das Gehölz, indem er seinen Dienern befahl, in einiger Entfernung auf ihn zu warten. Er redete den Fremden höflich an, und erhielt eine eben so höfliche Antwort von demselben. Es entspann sich nun ein Gespräch zwischen beiden, welches der Fremde zuweilen durch Selbstgespräche unterbrach, daher fragte nun der Bischof, was er denn damit eigentlich wolle? —

Ich bin bey'm Spiel, versetzte jener.

Bey'm Spiel? sagte der Prälat, und mit wem denn? Sie sind ja allein!

Ja! sagte jener, so scheint es, Sie sehen nur meinen Gegner nicht, denn ich spiele mit — Gott!

Mit Gott? erwiderte der Prälat ganz verlegen, denn er hielt den Mann für wahnsinnig, das ist doch eine seltsame Partie; und was spielen sie denn, wenn ich fragen darf?

Schach! Sir!

Der Erzbischof lächelte, da indeß der Mann ziemlich friedlich und sanft schien, wollte er sich noch durch einige Fragen an ihm belustigen.

Und spielen sie denn um etwas? fuhr er daher fort.

Gewiß?

Die Partie kann aber nicht lange unentschieden bleiben, denn Ihr Gegner ist Ihnen doch auf alle Fälle weit überlegen.

Er benutzt seine Überlegenheit nicht, sondern spielt bloß wie ein Mensch.

Aber, wenn sie nun gewinnen oder verlieren, wie wird es dann mit der Bezahlung?

O! diese wird pünktlich geleistet, das versichere ich Ihnen! —

Nun, wie steht denn jetzt Ihr Spiel?

Der Fremde murmelte etwas vor sich hin, dann sagte er:

Ich habe es so eben verloren!

Und wie viel haben Sie denn damit verloren?

Fünzig Guineen!

Das ist viel! Wie wollen Sie diese bezahlen?

Und nimmt denn Gott auch Ihr Geld?

Nein! der Arme ist sein Schachmeister! Er bestimmt dann immer eine würdige Person seine Schutden einzulassiren, und gegenwärtig sind Sie sein Schachmeister!

Mit diesen Worten zog er seinen Beutel heraus, zählte fünfzig Guineen ab, übergab sie dem Bischof und entfernte sich, indem er sagte, daß er heute nicht mehr spielen wolle.

Der Prälat war höchst verwundert über diesen Vorgang, und wußte nicht, was er dazu denken sollte; er besah das Geld, saß das Gold gut und richtig, und kam nun auf den Gedanken, daß hinter dem

Mann mehr stecken müsse, als der bloße Schein ver-  
rathe. Er setzte indessen seine Reise fort, und verwandte  
das Geld seiner Bestimmung gemäß für die Armen.

Bei seiner Rückkehr sprach er wieder in dem  
Gasthofe ein, und da er abermals den Mann in dem  
Waldchen bemerkte, und zwar ganz in der vorigen  
Stellung und Lage, so beschloß er noch eine kleine  
Unterredung mit ihm anzuknüpfen, und ging zu dem  
Ende allein an den Ort.

Der Fremde erschien ihm als ein recht stattlicher  
Mann, und der Prälat konnte sich nicht enthalten,  
bey seinem Anblicke eine Art von Ehrfurcht oder Ach-  
tung zu empfinden. Da er glaubte, der Fremde fühle  
sich berufen auf diese ungewöhnliche Art Gutes zu thun,  
so redete er ihn, wie einen alten Bekannten an, und  
fragte ihn vertraulich, wie denn das Spiel gegangen  
sey, so te em sic sich zum ersten Male gesprochen hätten?  
Vaid gut, bald schlecht für mich. Ich habe bald  
gewonnen, bald verloren!

Und spielen Sie denn jezt wieder?

Ja! Sir, wir haben heute schon mehrere Par-  
tien gemacht!

Und wer gewinnt den heute?

Jezt Sir, ist der Vortheil auf meiner Seite,  
das Spiel ist eben vorbey; ich habe noch einen feinen  
Zug zu thun, und der Gegner ist matt!

Und wie viel gewinnen Sie denn?

Fünf hundert Guineen?

Das ist eine ansehnliche Summe! Wie erhalten  
Sie denn Ihre Bezahlung?

Ich zahle und werde bezahlt ganz auf die näm-  
liche Art und Weise! Er sendet mir immer irgend ei-  
nen guten reichen Mann, wenn ich gewinne, und jezt  
mein Herr, sind Sie diese Person! Der liebe Gott ist  
äußerst pünktlich bey solchen Gelegenheiten!

Der Erzbischof hatte denselben Tag eine bedeu-  
tende Summe erhalten. Das wußte der Fremde,  
und um die Quittung zu schreiben, zog er ein Pistol  
hervor. Der Prälat mußte nun Zahlung leisten, und  
entdeckte auf diese Art, daß der seltsame Spieler nichts  
mehr sey, als ein seltsamer Dieb.

## Wichtige Anwendung der Holzsäure.

Hr. Doktor Thiel (zu Cassel), kön. bayerischer  
Cantonsarzt, macht unterm 16. v. M. bekannt, daß  
er obgenannte Säure mit ausgezeichnetem und auffal-  
lendem Nutzen mehrmahls bey phagedänischen (fressen-  
den) krebsartigen Geschwüren der Beine anwendete,  
auch hievon der kön. Regierung des Rheinkreises in  
seinem Amtsbericht vom Monat July d. J. Nachricht  
gegeben habe. Er sagt: „Ich ließ Morgens, Mittags  
und Abends die Geschwüre mit Säure auswaschen,  
belegte sie mit Pluacosaux (Bäuschchen von Leinwande-  
fasern), welche mit Säure beständig naß erhalten wur-  
den; Nachts bedeckte ein Heilpflaster die Wunden; der  
Grad der Geschwüre wurde in wenigen Tagen rein,  
das speckige und lururiöse (geilte) Fleisch verschwand,  
und eine gute Granulation (Granulirung, Körnung)  
erschien. Die Säure verursachte keinen Schmerz,  
und verbesserte augenblicklich den äbeln Geruch der Ge-  
schwüre. Es ist zu wünschen, daß fernerhin Versuche  
damit angestellt und der Erfolg bekannt werde. Herr  
Pfarrer Hepp dahier, der eine sehr schöne Sammlung  
von ihm selbst ausgestopfter Vögel hat, wendet sie  
auch beym Austopfen der Vögel an, besonders zum  
Aufbewahren der Amphibien. Ein Salamander und  
mehrere Eidechsen wurden damit mehrmahls überstri-  
chen; sie trockneten schnell und änderten ihre Farbe  
nicht. Auch hier sind weitere Versuche zu wünschen.“

## Das todte Meer.

Nach den neuesten Beobachtungen Hrn. M. Mi-  
chaels über das todte Meer in Judäa, scheint sein Was-  
ser doch wahrhaft abenteuerliche Eigenschaften zu haben.  
Sein Reisegefährte, Herr Legh, wagte es, trotz dem  
Rath seines arabischen Führers, sich mit seinen Geseit-  
schaften darin zu baden. Das Wasser hatte die Kraft,  
selbst diejenigen, welche nicht schwimmen konnten, auf  
eine wunderbare Art flott zu erhalten. Ihre erste Em-  
pfindung bey dem Untertauchen war ein plötzliches Erblin-  
den, und an Stellen, wo ihre Haut verlegt war, emp-  
fanden sie den empfindlichsten Schmerz. Der Geschmack

war bitter und unleidlich salzig. Einige von denen, welche diesen Versuch machten, litten noch lange darauf von einer öhligen Kruste, die das Wasser auf den Körper zurückgelassen und die kein Waschen fortschaffte, bey andern löste sich mehrere Tage nach einander die Haut stückweise ab. — Von diesen Wirkungen dieses Jahraufsende gefürchteten Sees, bis zu den Nachrichten, die uns Joinville und mancher fromme Pilger der vergangenen Zeiten geben, ist wirklich der Weg nicht so weit, und jener ihre Wahrhaftigkeit kann sich endlich noch erweisen.

#### Musikalische Idiocrasie eines Hundes.

Ein großer Pudelhund (erzählt der Professor Pictet im Augustheft 1819 der Bibliothèque universelle), der einem in meiner nächsten Nachbarschaft wohnenden Freunde angehört und den ich darum täglich zu sehen im Fall bin, scheint für die Tonkunst überhaupt, für Vocal- und Instrumentalmusik, ziemlich gleichgültig zu seyn. So oft man aber ein gewisses Lied singt oder spielt, eine alte Romanze, in welcher und ziemlich kläglicher Tonart (*Pane de notre moulin est mort, la pauvre hôte u. s. w.*), so blickt der Hund anfangs erbärmlich den Sänger an, gähnt hierauf einmal übers andere, unter stets sich mehrenden Zeichen der Ungeduld und Unbehaglichkeit; endlich sibt er auf den Hiatern und fängt nun an so stark und immer stärker zu heulen, daß die singende Stimme oder das spielende Instrument nicht mehr gehört werden. Hält man inne, so thut auch er es, man hat den Versuch gemacht, mit andern Liedern anzufangen, und dann ohne Unterbrechung auf die bezeichnete Romanze überzugehen; der Hund scheint den Gesang so lange nicht zu bemerken, bis man auf das ihm unerträglich Singstück kommt, woran er sich nicht hat gewöhnen können; alsdann aber nimmt er auch, ohne Unterschied oder Abweichung, die Reihe von Handlungen vor, welche eben ist erzählt worden. Es sind davon viel hundert Personen Zeugen gewesen, indem die Sache früher und jetzt noch ein Gegenstand der Neugierde für Jedermann ist, der davon hört.

#### Eine noch nicht allgemein bekannte Veranlassung zum Tollwerden der Hunde.

Wenn man die Reihe der schreckhaften und schaudervollen Zufälle und Folgen mit einem theilnehmenden Blick übersieht, welche durch die Verletzung eines Menschen von einem wüthenden Thiere verursacht werden, so ist gewiß die Kenntniß eines neuen Vorgangs wichtig, auf den sich eine unvermüthete Hundswuth eingestellt hat.

Ein gesunder und munterer Hund lief in Gegenwart seines Herrn im Sommer 1818 in einem Küchengarten umher, und fand daselbst eine gemeine Landkröte, mit Rückenwärtchen und rothen Augen. Er fiel über diese her, zermalmte sie mit den Zähnen, und verschlang sie auf der Stelle. Bepnabe augenblicklich darauf wurde seine untere Kinnlade schnell und krampfhaft gegen die obere zu und herab bewegt, wobei ihn ein weißer Schaum aus dem Munde herab floß, welches wohl eine Viertelstunde anhielt. Gleich darauf verlor der Hund seine Munterkeit, und an demselben Abend fraß er nichts von seinem gewöhnlichen Futter. Am folgenden Tage wollte er weder saufen noch fressen, und da sein Zustand bedenklich zu werden anfang, so legte man ihn an die Kette, und bereits am dritten Tage zeigte es sich, daß die angewandte Vorsicht nicht vergebens gewesen, denn es stellten sich sichere Zeichen von der Hundswuth ein, und da sich diese am vierten Tage vermehrten, so ließ man ihn tödten.

#### W e i n p r o b e n.

Ob ein saurer Wein durch die Glätte verkräftet und folglich vergiftet sey, ersieht man daraus, wenn man ein bißchen Lauge von lebendigen Kalk und Auckpigment eintropfelt, indem er davon schwarz wird.

Oder, man tröpfle ein Paar Tropfen Bitriol in den verdächtigen Wein; und entstehen molkenartige weiße Flocken, so ist er mit jener schädlichen Glätte geschwängert.